

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Örkény, István
Minutenovellen

Ausgewählt und aus dem Ungarischen von Terézia Mora. Mit einem Nachwort von György
Konrád

© Suhrkamp Verlag
Bibliothek Suhrkamp 3007
978-3-518-24007-6

SV

Band 3007 der Bibliothek Suhrkamp

István Örkény
Minutenovellen

Ausgewählt und aus dem
Ungarischen übersetzt
von Terézia Mora
Mit einem Nachwort
von György Konrád

Suhrkamp Verlag

Die vorliegende Auswahl wurde dem Band *Egyperces Novellák* entnommen, der 1991 bei Szépirodalmi Könyvkiadó in Budapest erschienen ist, und geht auf eine Idee von Erszébet Rácz, Budapest, zurück.
»Lebensminuten« wurde dem Band *Visszanézve*, herausgegeben von Zsuzsa Radnóti, Szépirodalmi Könyvkiadó 1985, entnommen.
Die Übersetzung wurde gefördert vom Literarischen Colloquium Berlin mit Mitteln des Auswärtigen Amtes und der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur Berlin.
Der Verlag dankt der Hungarian Book Foundation für die freundliche Unterstützung.

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2002
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Erste Auflage der Jubiläumsausgabe 2011
ISBN 978-3-518-24007-6

LEBENSMINUTEN

Als ich geboren wurde, war ich von so auffallender Schönheit, daß mich der Chefarzt auf den Arm nahm, mich von Zimmer zu Zimmer trug und in der ganzen Klinik herumzeigte. Man sagt, ich hätte sogar gelächelt, was den anderen Müttern einen neidischen Seufzer entlockt haben soll.

Das geschah kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, 1912, und ich glaube, es ist mein einziger uneingeschränkter Erfolg geblieben. Denn von da an war mein Leben eine einzige Dekadenz.

Nicht nur, daß ich viel von meiner Schönheit, meinen Zähnen und meinem Haar einbüßte, ich zog auch der Außenwelt gegenüber zunehmend den kürzeren. Weder konnte ich meinen Willen durchsetzen, noch mein Talent nutzen. Ich wußte zwar, daß ich Schriftsteller werden wollte, aber mein Vater war Apotheker und bestand darauf, daß auch ich Apotheker würde. Und selbst das reichte ihm nicht! Er wünschte, daß ich es zu mehr brächte als er, und schickte mich, als ich dann Apotheker war, auch noch zur Universität, damit ich Chemieingenieur würde. Ich durfte also noch viereinhalb Jahre warten, bis ich mich endlich mit ganzer Seele dem Schreiben widmen konnte.

Aber wie lange? Kaum hatte ich einmal tief durchgeatmet, brach der Krieg aus. Ungarn erklärte der Sowjetunion den Krieg, ich wurde an die Front geschickt, wo unsere Armee bald geschlagen war und ich von den Russen gefangen genommen wurde. In der Gefangenschaft verbrachte ich weitere viereinhalb Jahre, aber nach Hause zurückgekehrt, erwarteten mich neue Schwierigkeiten, die meine schriftstellerische Laufbahn nicht gerade förderten.

Allein schon daraus kann jeder sehen, daß ich das wenige,

das mir unter solchen Umständen in die Welt zu setzen gelang – einige Romane, fünf, sechs Erzählbände, zwei Theaterstücke –, sozusagen heimlich schrieb, in den wenigen freien Stunden, die ich der Geschichte abtrotzen konnte. Vielleicht ist das der Grund dafür, daß ich mich stets um Wortkargheit, Kürze und Genauigkeit bemühte, immer auf der Suche nach dem Wesentlichen, oft hastig und bei jedem Klingeln zusammenzuckend, denn weder vom Postboten noch von anderen Besuchern konnte ich mir Gutes erhoffen.

Das ist auch die Erklärung dafür, daß ich, obwohl ich vielleicht schon als Neugeborener Vollkommenheit erreicht hatte, immer blasser wurde, nur noch kriechend und stolpernd vorwärts kam, und obzwar ich in meiner Arbeit immer mehr Meisterschaft erlangte, mich selbst und die in mir verborgene Erfüllung stets als unerreichbar empfand.

1968

Minutenovellen

GEBRAUCHSANWEISUNG

Die vorliegenden Novellen sind trotz ihrer Kürze vollwertige Literatur.

Ihr Vorteil ist, daß man Zeit mit ihnen spart, da sie keine sich auf Wochen oder Monaten erstreckende Aufmerksamkeit erfordern.

Solange das Frühstücksei kocht, bis die gewählte Nummer (sofern sie besetzt war) endlich antwortet, lesen Sie eine Minutennovelle.

Schlechtes Allgemeinbefinden oder ein aufgewühlter Gemütszustand sind dabei kein Hindernis.

Man kann sie sitzend oder im Stehen lesen, bei Wind und Regen, im überfüllten Autobus. Die meisten sind auch genießbar, wenn man beim Lesen auf und ab geht!

Wichtig ist, daß man auf die Titel achtet. Der Autor war um Knappheit bemüht, er konnte sich nicht erlauben, nichtsagende Titel zu vergeben. Bevor wir in die Straßenbahn einsteigen, vergewissern wir uns doch auch, welche Nummer der Wagen trägt. Die Titel dieser Novellen sind ein ebenso wichtiges Zubehör.

Was natürlich nicht bedeutet, daß es reichen würde, nur die Überschriften zu lesen. Zuerst der Titel, dann der Text: Das ist die einzig richtige Gebrauchsweise.

Achtung!

Sollten Sie etwas nicht verstehen, lesen Sie den fraglichen Text bitte noch einmal. Wenn Sie ihn dann immer noch nicht verstehen, liegt der Fehler in der Novelle.

Es gibt keine dummen Menschen, nur schlechte Minutennovellen.

Optische Täuschung

EINE UNGLÜCKLICHE TULPE

Wer hätte das gedacht?

Sie hat sich nie beklagt, erfreute sich bester Gesundheit, ihre Zwiebel trieb schon das siebente Jahr Blüte im Fenster des pensionierten Lehrerehepaars. Sie stand gerade in voller Blüte, hatte am Abend zuvor noch gründlich ihre Griffel bestäubt und schlief friedlich die Nacht durch. Und morgens um fünf – Blumen sind Frühaufsteher – stürzte sie sich aus dem vierten Stock auf die Straße.

Die Polizei ging zunächst von der Vermutung aus, jemand hätte sie in mörderischer Absicht hinuntergestoßen. Sie verhörten den Lehrer und seine Frau, die den Vorwurf abstritten. Im Gegenteil, sagten sie, sie hätten ihre Blume umhegt, geliebt und beweinten sie bitterlich. Der Oberstleutnant, der unter ihnen wohnt, bekräftigte ihre Aussage. Nach einigen Tagen stellte man die Ermittlungen ein.

Die selbstmörderische Tulpe war von purpurroter Farbe und verschlossenem Charakter, laut der Anwohner lebte sie nur für sich, Enttäuschungen, Erschütterungen konnten ihr also kaum widerfahren. Warum wollte sie sich also das Leben nehmen?

Darauf bekam man erst eine Woche später Antwort, als die Frau des Oberstleutnants beim Großreinemachen ihren Abschiedsbrief auf dem Balkon fand. Sie trug ihn in den vierten Stock hinauf, wo der Lehrer die mit wackeligen Buchstaben geschriebenen Zeilen vorlas.

»Wenn Sie diesen Brief lesen, werde ich nicht mehr unter den Lebenden sein. Herr Lehrer, liebe Tante Irma, verzeihen Sie mir. Ich habe keine andere Wahl. Ich will keine Tulpe mehr sein.«

»Aber was wollte die Ärmste denn sonst sein?« fragte Tante Irma.

»Das schreibt sie nicht«, sagte der pensionierte Lehrer.

»Eine Tulpe!« Tante Irma schüttelte den Kopf. »So was hab ich ja noch nie gehört.«

EIN ALPTRAUM

Der Mieter, der Schweißer Kálmán Kirch, kam morgens um drei nach Hause. Er bezahlte das Taxi und klingelte. Der Hausmeister kam nicht. Kirch nahm eine Handvoll Schnee und drückte sie gegen seine Stirn. Er hatte einen sitzen. Er wollte sich abkühlen. Er klingelte erneut.

Im Hausmeister blieb der nächstfolgende Schnarcher stecken. Der bittere Geschmack der Wut stieg ihm in den Mund. Er haßte die Menschen. Er haßte die Mieter, und besonders haßte er den versoffenen Schweißer. In seinen Gebeten hatte er ihm schon oft das Übel an den Hals gewünscht. Er betete oft, denn er gehörte einer Sekte an, die nur das Evangelium anerkannte und den Samstag statt des Sonntags feierte.

Kirch ahnte nichts von den Leidenschaften, die im Hausmeister wüteten. Er hatte in der Nachmittagschicht auf der Elisabeth-Brücke gearbeitet. Danach setzte er sich in ein kleines stinkendes Lokal mit Musik und trank drei doppelte Szatmárer Slibovitz. Nach drei doppelten Szatmárer Slibovitz könnte man wirklich jeden ans Herz drücken. Er grüßte:

»Einen wunderschönen guten Abend, teuerster Herr Hornák.«

»Verrecke, du stinkendes Schwein, du stinkendes«, antwortete der Hausmeister nicht besonders laut, so daß es als Gruß durchgehen konnte.

Wenn man ihn vor Mitternacht wachklingelte, konnte er noch irgendwie einschlafen. Zum Glück wohnten hier, in den neuesten Häusern des neuen Wohnparks, lauter Fröh-aufsteher, Arbeiter- und Beamtenfamilien. Nur dieses betrunkene Schwein weckte ihn jeden Morgen. Danach konnte er nur noch betäubt daliegen, Einschlafen ging nicht mehr.

Er brummte leise in sein Kissen, eine Art Wiegenlied: »Verrecke, du stinkendes blondes Schwein, verrecke.«

Kirch schickte den Fahrstuhl hinunter, ging in seine Wohnung, entkleidete sich und zog sich einen Pyjama an. Er war immer ein wenig berauscht. Jeweils vier Schweißer demontierten die Brücke, sie arbeiteten in drei Schichten. Wer ihnen von unten zusah, dem blieb vor Schreck das Herz stehen, deswegen zahlte man ihnen das Höchste, was die Lohnskala zuließ. Aber sie dort oben, im Herzen der Nacht, spürten die Gefahr nicht. Es gab gar keine Tiefe unter ihnen, es gab nur die Höhe droben. Mit dem blauen Licht bestrahlten sie ganz Budapest, und wenn sie wollten, könnten sie den Himmel an die Erde schweißen ... Die Frauen bekamen sofort Gänsehaut, wenn sie erfuhren, wo er arbeitete: auch das gefiel Kirch. Sowieso tat er nur, was ihm gefiel, und alles, was ihm gefiel, berauschte ihn ein wenig.

Er öffnete die Balkontür. Er trat auf den Balkon hinaus. Er nahm einen tiefen Atemzug. Er streckte sich ausgiebig. Die Luft duftete nach Schnee und Mörtel, und der Schnee und der Mörtel dufteten extra noch ein wenig nach Szatmárer Slibovitz. Diese Geruchsmischung gefiel Kirch so gut, daß er einen Schritt nach vorne tat.

Er stand im Nichts. Die Balkongeländer waren noch nicht fertiggestellt. In der Tordurchfahrt hing zwar ein Zettel: »Die Balkone zu betreten ist strengstens verboten«, und Kirch las diesen Zettel auch jeden Tag, trotzdem wußte er nicht, was draufstand, denn es grauste ihn instinktiv vor allen Verboten. Er nahm nur das zur Kenntnis, was ihm wohl tat. Und da die Frische des winterlichen Lüftchens wohl tat, trat er noch einen Schritt nach vorne. Und dann noch einen. Und dann fiel er hinunter.

Zwei Etagen plus das Hochparterre. Kirch fiel lange und

wohltuend. Der Wind blies durch sein Pyjama, so daß er sich fast nackt fühlte. Er schlug einen Salto und fiel in einen Schneehaufen. Der Schnee kroch die Pyjamabeine hoch. Kirch war kitzlig. Er lachte. Dann strampelte er sich frei, klopfte den Schnee von den Beinen und klingelte erneut.

Herr Hornák schreckte auf, lag dann aber noch lange bäuchlings da und starrte in die Dunkelheit. Seine Wut loderte sofort auf beim Gedanken, daß vielleicht der Schweißser geklingelt habe, aber sie erlosch auch gleich wieder, denn es fiel ihm ein, daß das besoffene Schwein schon nach Hause gekommen war. Er kroch aus seinem warmen Nest. Er zog eine Hose über sein Nachthemd, darüber einen Wintermantel, darüber einen Schal. Er schlurfte hinaus. Als er zum Tor kam, traten seine Augen hervor, eiskalt lief es ihm den Rücken hinunter, in seinen Adern stockte das Blut.

»Einen wunderschönen guten Abend, teuerster Herr Hornák«, grüßte der Schweißser.

Er stieg in den Fahrstuhl. Durch das Summen des Fahrstuhls hörte er nicht, daß Herr Hornák auf der Straße wie wahnsinnig schrie und sich Schal, Mantel, Hose und schließlich auch das Nachthemd vom Leib riß. Die Rettung brachte ihn, in eine Decke gewickelt, in die Nervenklinik, wo er in einen tiefen Schlaf fiel, sich heftig herumwarf und mit den Zähnen knirschte. Während wir diese Zeilen schreiben, hat er das Bewußtsein noch nicht wiedererlangt.

Der Schnee schmatzte unter ihren Schuhen.

»Stefi ist ein schönes Mädchen«, sagte Szilágyi. »Und wie schön sie ist! Brillant, einfach betörend.«

Er hatte einen schwerfälligen Gang, als wäre die Erde ihm ein fremdes Element, wie einem Eisvogel das Eisfeld. Wer ihn aus der Ferne sah, mußte unwillkürlich denken, daß er womöglich fliegen konnte, es nur nicht wollte.

»Schön ist sie«, wiederholte er nachdenklich. »Aber irgend etwas fehlt ihr doch.«

Hajmási blieb wie vom Blitz getroffen stehen. Das waren harte Worte von Szilágyi, der ihm vor genau einem Jahr und zwei Monaten gestanden hatte, daß er Stefi liebe, aber seitdem – mit der ihm eigenen entschlossenen, wortkargen Dickköpfigkeit – nicht bereit war, mehr zu sagen als eben das: er liebe sie. Nichts Näheres. Als ob es kein Warum, kein Wenn, kein Aber gäbe. Und jetzt, auf einmal, wie ein heraufbrechender Geysir dieses Geständnis!

Er eilte ihm nach.

»Was hast du gesagt? Ihr fehlt etwas?«

»Hast du es nicht gemerkt?«

»Doch«, sagte Hajmási. »Und es brachte mich ins Grübeln. Aber ich kenne sie nun einmal nicht so gut wie du. Was ist es denn, das ihr fehlt?«

»Ich werde es dir verraten«, sagte Szilágyi. »Herzenswärme.« Und er blieb stehen. Szilágyi mußte von Zeit zu Zeit stehenbleiben. Er hatte die Angewohnheit, seinen mit Büchern vollgestopften Aktenkoffer hin und her zu schwenken, so daß er sich zwischen seinen Knien verfang.

Dann wateten sie, in Sorgen vertieft, weiter durch den Schnee. Später, als sie schon auf der Rákóczi Straße waren,

bat Hajmási Szilágyi, sie sollten doch sachlich bleiben. Stefi hätte das verdient. Szilágyi solle doch nur an ihre wohlproportionierte Figur denken, an ihr ovales Gesichtchen, an ihren tiefen, feurigen Blick. Er als Außenstehender möchte Szilágyi keineswegs beeinflussen. Aber Fakten seien nun einmal Fakten. Und diese könne man nicht verleugnen.

»An was für Fakten denkst du?« fragte Szilágyi. »Zum Beispiel, daß Stefi schön ist?«

»Genau das meinte ich. Ich habe nur nicht den passenden Ausdruck dafür gefunden.«

Er habe sich nun einmal – leider – immer ein wenig schwer getan mit Formulierungen. Er fühle etwas, und was er fühle, sei richtig, aber das passende Wort könne er partout nicht finden. Anders Szilágyi! Der trägt sein Herz auf der Zunge. Jede seiner Bemerkungen ein Volltreffer! Wie zum Beispiel diese: Stefi ist schön.

Diese Anerkennung elektrisierte Szilágyi. Voller Stolz beschleunigte er seine Schritte, aber wieder gab es Komplikationen mit dem Aktenkoffer. Dabei nahm sein Gesicht – inzwischen waren sie ungefähr an der Ecke Szentkirályi Straße angekommen – zuerst einen umwölkten, dann einen düsteren Ausdruck an. Er sagte, er wolle unbedingt ein Geständnis loswerden. Aber was er sagen werde, solle ein Geheimnis bleiben.

»Ich bin verschwiegen wie ein Grab«, beruhigte ihn Hajmási. »Was willst du mir sagen?«

»Ich befürchte«, begann Szilágyi mit gedämpfter Stimme, »daß Stefis Schönheit, diese offenbare und unleugbare Schönheit nur eine leere Maske ist. Manchmal sehe ich sie an, und mich befallen Zweifel. Was ist dahinter? Ist überhaupt etwas dahinter? Sei so gut und sag mir deine ehrliche Meinung.«

»Wirst du mich auch nicht dafür hassen? Wirst du nicht beleidigt sein?«

Szilágyi versprach beides.

»Gut, dann sage ich es. Ich sage es dir geradewegs ins Gesicht. Stefi hat kein warmes Herz. Und jetzt tu mit mir, was du willst.«

Szilágyi konnte vorerst gar nichts tun, da er mit seinem Aktenkoffer beschäftigt war. Erst ein ganzes Stück später, sie waren schon beim Rókus-Krankenhaus angekommen, gestand er mit unverhohlenem Schmerz in der Stimme ein, daß Hajmási Feststellung zutraf.

Um die Härte des Urteils etwas zu mildern, fügte er jedoch hinzu: »Natürlich muß man da noch etwas hinzufügen.«

»Was denn?« fragte Hajmási neugierig.

»Daß sie schön ist. Daß sie strahlend ist. Obwohl es möglich ist, daß ich voreingenommen bin. Du kannst es mir offen sagen, mein Freund.«

»Du bist nicht voreingenommen«, gestand Hajmási. »Diese schlanke Statur, diese feinen Züge, diese malerischen Farben ... Aber etwas – und diese Bemerkung darfst du mir nicht übelnehmen –, eine Kleinigkeit, eine Winzigkeit fehlt ihr dann doch.«

»Die Wärme des Herzens«, seufzte Szilágyi. »Es hat keinen Sinn, es zu leugnen. Ich danke dir für deine ehrlichen Worte.«

»Das klingt ein wenig herzlos«, tröstete Hajmási seinen Freund. »Stefi hat auch augenfällige Vorteile.«

»Daß sie schön ist?« fragte Szilágyi.

Hajmási nickte: »Daß sie schön ist.«

Schneefall setzte ein. Szilágyi preßte den Aktenkoffer an sich, Hajmási stellte den Pelzkragen seines Wintermantels hoch. Es versprach eine lange Unterhaltung zu werden.